

„Natürlich existiert es“, sagte sie, „ein pftiges Gefühl, Pftigkeit, nie gehört? Hast du einen Duden dabei?“

Ich hatte keinen dabei. Wir diskutierten noch einige Zeit, ob es das Wort gäbe oder nicht, dann waren wir angekommen, und ich hatte aufgegeben. Es wäre sinnlos gewesen, weiter zu insistieren. Jahre später habe ich festgestellt, dass das Wort „pftig“ tatsächlich existiert, auch das dazugehörige Nomen „Pftigkeit“. In Lydia Mischkulgns Roman „Umarmung“, ihrer jüngsten Buchveröffentlichung aus dem Jahr 2002, kommen beide mehrmals vor. Ob es auch vorher schon existiert hat, weiß ich nicht, aber nachträglich betrachtet geht ihr Scrabble-Sieg in Ordnung.

„Umarmung“ ist, auf mehreren Ebenen, Lydia Mischkulgns ehrgeizigster Text. Viele Erzählstränge sind da ineinander verschränkt, auf viele andere Literatur, auch auf die Ingeborg Bachmanns, wird Bezug genommen, ein so komplexes Gebilde, dass es ohne Ausführlichkeit, in der hier gebotenen Kürze, nicht möglich ist, näher darauf einzugehen.

Ihr erstes Buch hat Lydia Mischkulnig 1994 im Verlag Droschl veröffentlicht, den Roman „Halbes Leben“, die Vergangenheitsbewältigung eines Leichenbestatters, der bei einem Autounfall mit dem Leichenwagen ein Bein verloren und nun doppelt mit einem Phantomschmerz zu kämpfen hat, dem nach der Amputation und dem der Biographie vor dem Unfall. „Halbes Leben“ ist ein makabres, auf vielen Ebenen um den Skandal des Todes kreisendes Buch, das aber, nachdem „der Einbeinige“ die Überreste seines Beinstumpfs in einem Blumentopf hinter dem Sarkophag des letzten Habsburgerkaisers in der Kapuzinergruft bestattet hat, einen im Rahmen des Möglichen positiven Ausgang nimmt: „Zu Hause wäscht er sich die Hände bis unter die Nägel, er hat den Tod berührt und kratzt ihn heraus, er hat ihn erwischt und abgelebt“, so endet der Text.

„Nicht klinisch sauber, sondern lebendig, also unrein, vital und schamlos“ hat ein Rezensent Lydia Mischkulgns Sprache in diesem Roman genannt, und es ist ihm darin Recht zu geben. Hinzuzufügen ist, dass diese Sprache nie verleugnet, dass sie Kunstprodukt ist. Die Lust der Autorin ist ihr anzumerken, sie zu bearbeiten, ihr ungewöhnliche Wendungen oder, siehe oben, neue Wortschöpfungen abzugewinnen. Das ist auch in „Hollywood im Winter“ so, ihrem zweiten Roman, den man sowohl als Satire auf die Hochkultur und ihren aufgeblähten Festspielbetrieb lesen kann als auch als Familientragödie, die vor dem Hintergrund einer Inszenierung von „Oedipus Rex“ abläuft und in der der Industrielle Tauschitz einen allmächtigen, siegreichen König Laios abgibt, der über verschiedene Intrigen und auf Kosten auch ihm nahestehender Personen seinen Ödipus-Sohn zum Schauspielerstar werden lässt: Auch hier ein Kampf ums Überleben, als Versuch, Unsterblichkeit zu erlangen, auch hier, wie in „Halbes Leben“, ein Aufbegehren gegen den Tod.

Zwischen „Hollywood im Winter“ und „Umarmung“ liegt ein Band mit Erzählungen, „Sieben Versuchungen“. In all diesen Texten, von denen manche, ohne dadurch an Eigenständigkeit zu verlieren, auf einander Bezug nehmen, geht es um den zweiten großen Skandal im Menschenleben, um Liebe und das stets mit ihr verbundene Risiko, ob es sich nun um die Liebe zwischen Frauen und Männern handelt oder um die zwischen Eltern und Kindern. In der mir liebsten dieser Erzählungen, „Glatteis“, in der zwei Stiefbrüder um die Zuneigung ihrer Mutter kämpfen, nimmt Lydia Mischkulnig ihre Sprachbearbeitungslust zurück, fehlen die spektakulären Sätze, und eine andere Qualität ihres Schreibens zeigt sich deutlicher: Sie versteht es, Spannung zu erzeugen. Das zeigt sich auch in ihrem zuletzt veröffentlichten Text, „Viewing“. Er spielt in New York, aber er erinnert auch aus anderen Gründen an große amerikanische Erzählungen. Fast nichts geschieht in ihm, die Erzählerin, Angestellte einer chemischen Reinigung, ist damit befasst, eine altmodische, aprikosenfarbige Jacke zu reinigen, während die Kundin - die Jacke ist die Lieblingsjacke ihrer Mutter - sich im Nagelstudio gegenüber maniküren lässt. Am Ende stellt sich heraus, dass die Mutter tot ist und die Jacke für das „Viewing“ gebraucht wird, die öffentliche Aufbahrung, die amerikanische Form der Verabschiedung. Ein Fleck am Revers, der nicht wegzubringen ist, wird der Toten gegenüber zu einem Problem, das er gegenüber der Lebenden nie gewesen wäre, die Tochter ist verzweifelt.